

Pommersche Evangelische Kirche

X. Landessynode

11. ordentl. Tagung

24. – 26. Oktober 2003 in Züssow

**Kirche mit Zukunft –
biblische Leitbilder für die Gemeinde**

Bericht des Bischofs

Hohe Synode,

die aktuellen Herausforderungen, vor denen wir stehen, sind ungeheuerlich. Die Überalterung unserer Gemeindeglieder und der vorhersehbare Rückgang unserer Mitgliedszahlen rufen uns – wie ich es in meinem letztjährigen Bischofsbericht ausgeführt habe – unseren missionarischen Auftrag in Erinnerung. Die Rahmenbedingungen in unserer Region Vorpommern (hohe Arbeitslosigkeit, geringe Wirtschaftskraft, Wegzug der jüngeren Generation) sind nach wie vor schlecht.

Daraus ergeben sich finanzielle Probleme außerordentlichen Ausmaßes für unsere Kirche. Als ich vor zwei Jahren das Bischofsamt übernahm, hatte ich Schwierigkeiten, mich über die finanzielle Leistungskraft zu orientieren. Einige warnten schon damals vor einem Zusammenbruch unseres Haushaltes, andere empfanden das als Schwarzmalerei. Heute muss ich allen Recht geben, die im Hinblick auf die Deckung unserer Haushalte mittel- und langfristig größte Bedenken haben.

Aktuelle Probleme, wie das Misstrauensvotum gegen den vormaligen Konsistorialpräsidenten und eine Krise in der Diakonie treten zu den bereits vorhandenen Problemen hinzu. Auch sonst prägen viele innerkirchliche Auseinandersetzungen das Bild. Dabei geht es meistens um Personen, manchmal auch um Einstellungen und ethische Fragen, wie bei dem Thema Homosexualität, mit dem wir uns auf dieser Synode noch beschäftigen werden.

Bei all dem haben wir einen Auftrag, nämlich den Namen des dreieinigen Gottes bekannt zu machen, auf seinen Namen zu taufen und die Lehre Jesu Christi in den Getauften zu befestigen. Wir führen einen Leitbildprozess durch, um diesen Auftrag in dieser Region und für die Menschen, die hier wohnen, besser wahrnehmen zu können. Da fragen manche: „Können wir das noch? Haben wir dazu noch die Kraft, müssen wir uns nicht erst einmal von vielen Menschen und Gebäuden trennen, um wieder konstruktiv arbeiten zu können?“ Manche werden mutlos und meinen, die Kirche habe – wenigstens bei uns – keine Zukunft mehr.

Deswegen möchte ich im Jahr der Bibel meinen Bischofsbericht einmal anders ausrichten. Ich möchte gemeinsam mit Ihnen einen Blick in die Bibel werfen und fragen: Gibt es biblische Gemeindeleitbilder, die uns in unserer Situation leiten könnten? Ich knüpfe mit diesen Überlegungen dort an, wo ich letztes Jahr mit meinem Bericht aufgehört habe. Ich hatte letztes Jahr ausgeführt, dass ich Kirche in erster Linie als Gemeindekirche verstehe, in der Menschen konkret Glaube, Liebe und Hoffnung erleben können. Diese Gemeindekirche lebt von dem Engagement aller ihrer Mitglieder. Sie kann schöpfen aus dem unerschöpflichen Reservoir der Gnadengaben, die „einem jeden“ gegeben sind. Eben weil Gott in jeden Menschen Gaben und Fähigkeiten hineingelegt hat, die in seiner Gemeinde gebraucht werden können, ist es das Grundprinzip der Gemeinde, „dass sie wächst und sich selbst aufbaut in der Liebe“ (Eph. 4, 7. 16). Leider sind wir durch eine Jahrhunderte lange Tradition von diesem Selbstverständnis einer Gemeinde getrennt, bei der jede und jeder weiß, dass sie sich nur gut entwickeln wird, wenn jede und jeder ihre Gaben zum besten der Gemeinde einsetzt. Eine solche Mündigkeit und ein solches Selbstbewusstsein brauchen wir in unseren Gemeinden, damit sie selbst ihre Geschicke in die Hand nehmen und nicht auf „Wunder von oben“ warten, damit es besser wird. Unsere Gemeindeglieder müssen wissen, dass auf Dauer keine Pfarrerin / kein Pfarrer, keine Kirchen-

leitung und auch kein Bischof die Präsenz einer Gemeinde und einer Kirche in ihrem Dorf oder in ihrer Stadt garantieren kann, wenn sie sich nicht selber darum bemühen. Zuerst möchte ich kurz 3 Schlaglichter auf unsere Gemeindesituation fallen lassen. Auf diesem Hintergrund wollen wir anschließend einen Blick in die Bibel werfen und uns fragen: „Gibt es biblische Gemeindeleitbilder, die uns in unserer Situation helfen?“

1. Krisensymptome in der Pommerschen Evangelischen Kirche

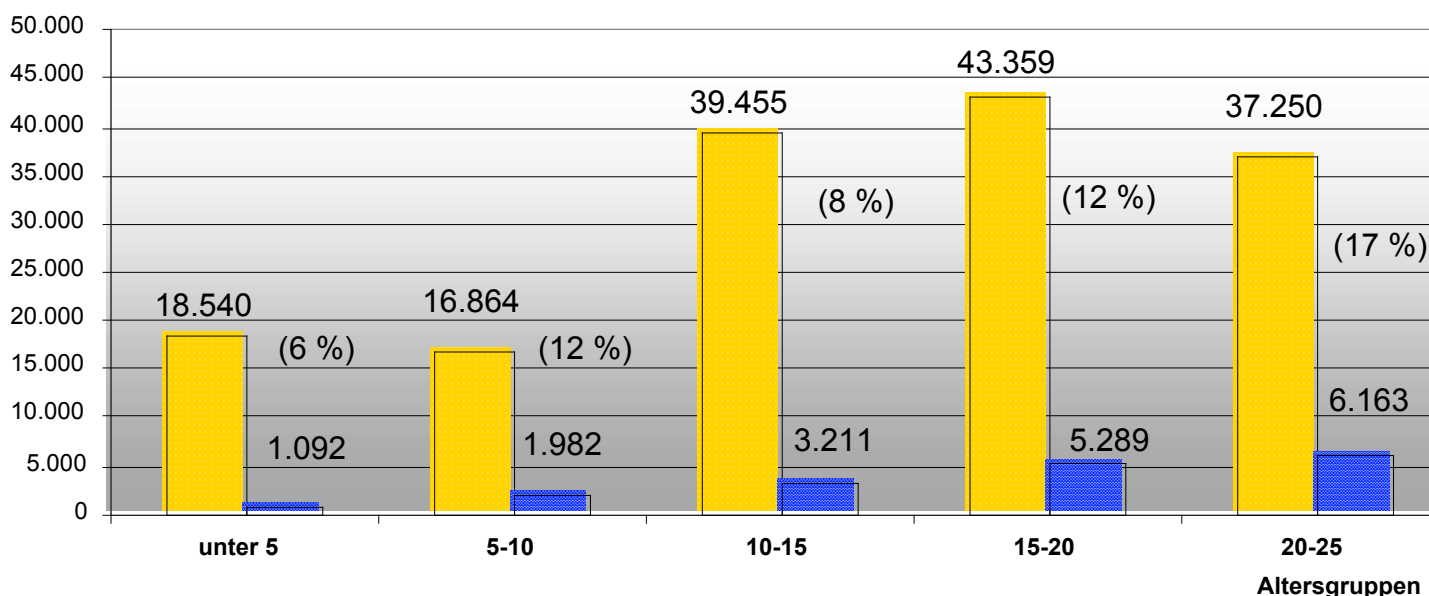
a.) Statistisch gesehen ist unsere Kirche eine sterbende Kirche

Insgesamt machen die evangelischen Christen etwa 22 % der Wohnbevölkerung Vorpommerns aus. Betrachten wir allerdings einmal die Statistik der Gemeindeglieder zwischen 0 und 25 Jahren für sich, dann kann das schon einen kleinen Schock auslösen. Von den 155.468 jungen Menschen, die in Vorpommern leben, sind nur 17.737, d. h. gut 11 %, Mitglied unserer Kirche. Wir sind also bei den jungen Menschen nur halb so stark präsent wie im Bevölkerungsdurchschnitt.

Anteil der Gemeindeglieder an der Bevölkerung im Alter von 0 bis 25 Jahren

Anzahl der Personen/
Gemeindeglieder

Bevölkerung: 155.468,
Gemeindeglieder: 17.737, (11,4%)



■ Bevölkerung (per 31.12.00)

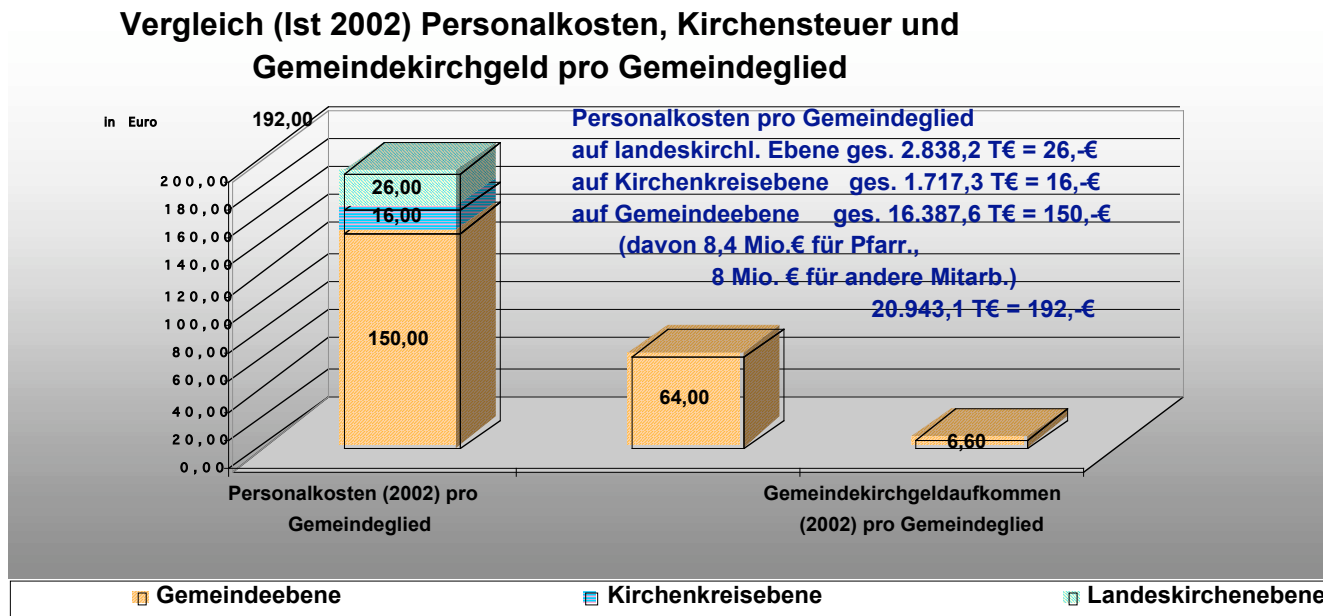
■ Gemeindeglieder (per 01.05.03)

Der Blick in die Statistik in 5-Jahresschritten ist noch einmal besorgniserregender. Während wir in der älteren Altersgruppe der 20 bis 25jährigen noch mit 17 % präsent sind, sind wir dies bei den allerjüngsten nur noch mit 6 %. Innerhalb von 20 Jahren geht die Zugehörigkeit zur Kirche auf 1/3 zurück. Diese Entwicklung wird noch einmal gesteigert durch einen Blick auf dem Rückgang der Bevölkerung insgesamt. So hat sich die Zahl der Kinder in 5 Jahren auf weniger als die Hälfte reduziert. Praktisch heißt das: Kommen jetzt in manchen Gemeinden immerhin noch 3 bis 4 Konfirmanden pro Jahrgang zusammen, so wird dies in nur wenigen Jahren kaum mehr der Fall sein. Wenn die jetzt 4 - 5jährigen ins Konfirmandenalter kommen, ist die Zahl der evangelischen Christen unter ihnen so gering, dass noch nicht einmal mehr jede unserer Gemeinden auch nur einen Konfirmanden hat. Das zeigt uns, dass wir in der

Angebotsstruktur unserer Gemeindearbeit, besonders für Kinder und Jugendliche, vollkommen werden umdenken müssen.

b.) Die Mitarbeiterstruktur unserer Kirche ist hauptamtlichenlastig

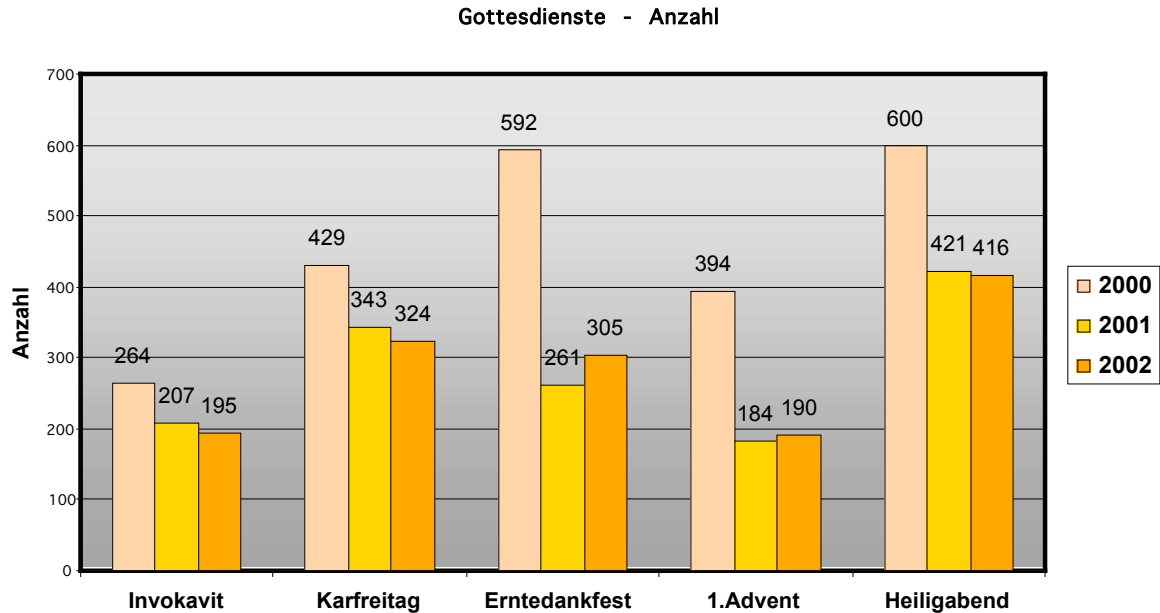
Bei einem Vergleich zwischen den Personalkosten, die wir in unserer Kirche aufzubringen haben, und den Kirchensteuern, die ein Gemeindeglied im Durchschnitt aufbringt, fällt ein großes Ungleichgewicht auf. Pro Gemeindeglied fielen im Jahre 2002 3mal soviel Personalkosten an, wie Kirchensteuer pro Gemeindeglied eingenommen worden ist. Zum Glück haben wir – noch – viele Einnahmen neben der Kirchensteuer, doch diese sind auf Dauer nicht sicher. Außerdem ist es ungesund, wenn wir uns offensichtlich wesentlich mehr hauptamtliches Personal leisten, als es unsere Finanzkraft erlaubt. Wir leben nicht nur in einer pfarrerzentrierten Kirche, sondern ebenso in einer Kirche, die einen zu großen Teil der in ihr anfallenden Arbeit bezahlt. Ohne Absenkung der Personalkosten und einen Ausbau der ehrenamtlichen Mitarbeit werden wir keine gesunde Personalkostenstruktur entwickeln können. Wenn man bedenkt, dass etwa in der großen Badischen Landeskirche 15 % aller Gottesdienste von Ehrenamtlichen geleitet werden, dann wird erst recht deutlich, welchen Nachholbedarf wir an dieser Stelle haben. Wir werden – das sei schon an dieser Stelle gesagt – besonders in die Motivation und Ausbildung von Ehrenamtlichen investieren müssen.



(Ergänzung: Mittlerer Balken: Kirchensteuer pro Gemeindeglied)

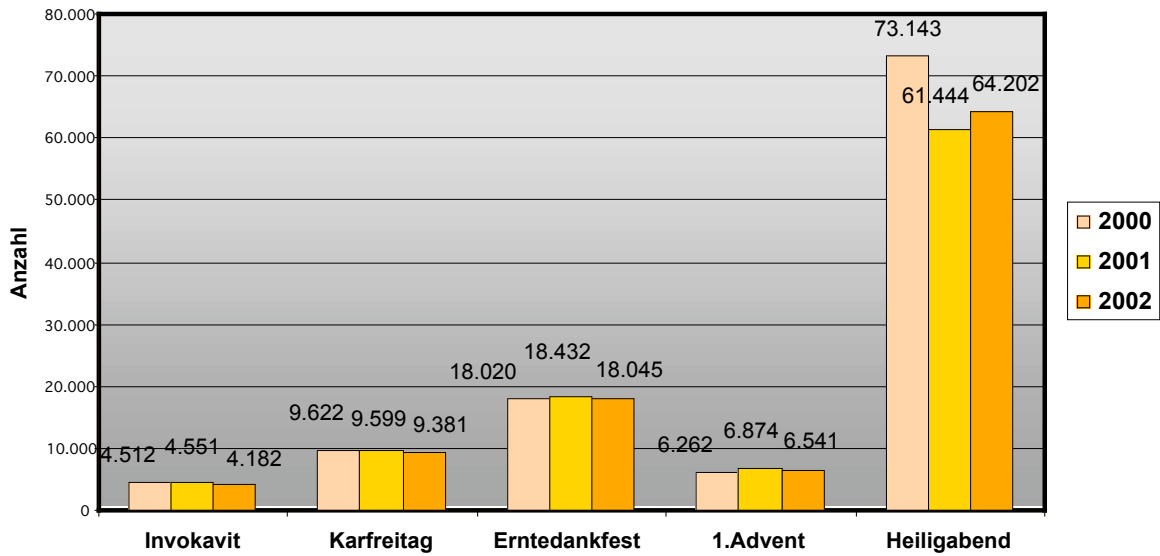
c.) Wir sind eine Veranstaltungskirche

An jedem Wochenende werden in Pommern mehr Gottesdienste gehalten, als wir Pfarrerinnen und Pfarrer haben. Das zeigt erst einmal, dass unsere Pfarrerschaft sehr einsatzbereit ist. Zwar ist die bloße Anzahl von Gottesdiensten in den letzten drei Jahren zurückgegangen, sie ist allerdings immer noch sehr hoch.



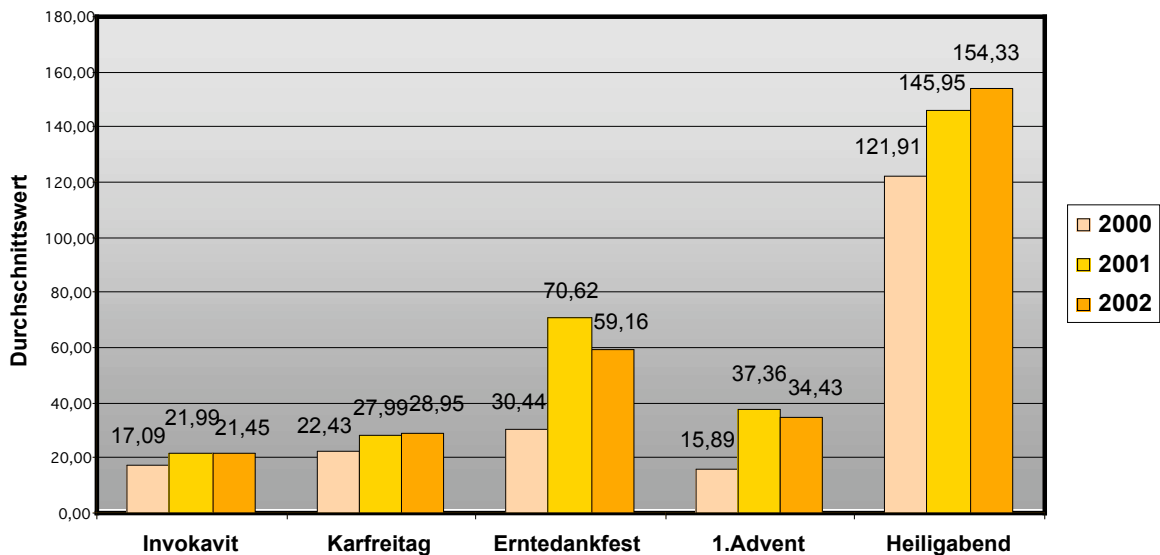
Allerdings ist die Teilnehmerzahl an den Gottesdiensten in den letzten Jahren leicht rückläufig. Mit etwas unter 4 % an durchschnittlichen Sonntagen (Invokavit) liegt sie fast immer noch doppelt so hoch wie etwa in der Nordelbischen Kirche. In absoluten Zahlen ausgedrückt, ist sie vergleichsweise gering. Lediglich die Gottesdienstbesucherzahlen an heraus gehobenen Feiertagen, wie Erntedank und Heilig Abend sind beeindruckend.

Gottesdienste - Teilnehmer/-innen



Allerdings relativiert sich dieses Bild, wenn wir beachten, wie viel Teilnehmer pro Gottesdienst im Pommern sonntäglich zur Kirche gehen. Ein Blick auf den normalen Sonntag zeigt: ein normaler Gottesdienst in Pommern hat 21 Besucher.

Gottesdienste - Durchschnittswert: Teilnehmer/-innen pro Gottesdienst



Der Blick in die Statistik zeigt, wo unsere Schwächen liegen. Allerdings erfahren wir hier nicht, wie wir mit diesem Problem umgehen können. Deswegen möchte ich Ihnen im Folgenden aus einer Vielzahl von Leitbildern für die Entwicklung von Gemeinden, die ich in der Bibel wahrnehme, vier Gemeindeleitbilder näher ausführen.

Ich tue ich dies, indem ich jeweils das spezifische Verhältnis zur Gesamtgesellschaft aufzeige und die aus dem Gemeindeleitbild sich ergebenden Ansprüche an die jeweilige Leitung schildere.

Leiter sind in diesem Sinne nicht nur Pfarrerinnen und Pfarrer, nicht nur Hauptamtliche, sondern auch alle Ehrenamtlichen. Auch unsere Kirchenordnung weiß das, wenn sie sowohl auf der Gemeinde-, als auch auf der Kirchenkreis- und landeskirchlichen Ebene Ehren- und Hauptamtliche, das ordinierte Amt und engagierte Gemeindeglieder, Frauen und Männer gemeinsam in dieser Leitungsverantwortung sieht. Ja, die Kirche hat Zukunft, aber diese Zukunft und die konkreten Lebensumstände der Gemeinde sind in sich wandelnden Zeiten nicht immer gleich. Aus unterschiedlichen Bedingungen ergeben sich auch unterschiedliche Typen von Gemeinden. Ich nenne im Folgenden das volkshkirchliche Modell, die Vorstellung von der Gemeinde als Alternativgesellschaft, die Anschauung von der Gemeinde als dem wandernden Gottesvolk und die Leitvorstellung der einladenden Gemeindekirche. Abschließend konfiguriere ich diese biblischen Leiterstellen mit unserer Situation und frage, was wir von der Bibel lernen können.

2. Gemeinde als Abbild der Gesellschaft

Das erste – und wahrscheinlich weit verbreitetste – Modell ist das Modell der „Volkskirche“. In diesem Modell zeigt die Gemeinde sozusagen das religiöse Gesicht der Gesellschaft. Wenigstens theoretisch gehört mehr oder weniger das ganze Volk zu dieser Form von Kirche, bzw. religiöser Gemeinschaft.

Dieses Modell liegt den größeren Teilen des alten Testaments zu Grunde. Dem Volk Israel als von Gott erwähltem Volk gilt der Zuspruch und der Anspruch Gottes. Klassisch wird dieser Anspruch Gottes auf das ganze Leben der Israeliten etwa in der Geschichte vom Landtag zu Sichem (Josua 24) zum Ausdruck gebracht. Hier versammelt Josua als der von Gott eingesetzte Leiter alle Stämme Israels und setzt eine Führungselite ein (V. 1.). Das ganze Volk erinnert er an die Erfahrungen, die es bisher bereits mit Gott gemacht hat (V. 2 – 12). Das Handeln Gottes gipfelt darin, dass er seinem Volk Lebensraum gewährt, in dem er ihnen „ein Land gegeben“ hat (V. 13). Aus all dem, was Gott den Israeliten Gutes getan hat, folgt sein Anspruch auf sein Volk. Sie sollen anderen Göttern absagen und Gott allein dienen. Josua fordert das Volk Israel auf, zwischen den Göttern und dem einen Gott zu wählen und schließt seine Ansprache mit dem berühmten Satz: „Ich aber und mein Haus wollen dem Herrn dienen.“ (V. 15).

Der ausschließlichen Zuwendung Gottes zu seinem Volk entspricht eine ausschließliche Zuwendung des Volkes Israel zu Gott, dem Herrn allein. Wer, wie ich, das Glück gehabt hat, mehrmals in Sichem (im heutigen Nablus) gewesen zu sein, der kann sich beim Lesen dieses Bibeltextes lebhaft vorstellen, wie Josua auf der einen Seite des Ortes auf dem Berg gestanden hat und wie das Volk Israel sich auf der gegenüberliegenden Seite an den Hängen der Berge aufgestellt haben soll. Ganz deutlich ist die Aussage: Es gibt für Israel keinen anderen Gott außer dem, der sie durch die Wüste geführt und ins Land der Verheißungen gebracht hat. Andere Götter, andere Religionen, andere Wertesysteme darf es in Israel nicht geben. In manchen Teilen des alten Testaments wird die Formel: „Ein Volk, ein Gott, ein Glaube,“ noch um zwei weitere Glieder ergänzt: „ein Land, ein König“. Dieser Art der „Einherrschaft“ (Monarchie) Gottes entsprach nach diesem Verständnis auch eine Monarchie

auf Erden. Aus dem Grundmodell Volkskirche kann immer wieder das Modell Staatskirche werden. Bei diesem Verständnis von Gemeinde als religiösem Gesicht der Gesellschaft musste jede Beeinflussung von außen, die nicht dem Glauben an diesen Gott entsprach, als unzulässig verstanden werden. Wir fragen uns heute natürlich, ob diese Deckungsgleichheit von Volks- und Glaubensgemeinschaft damals wirklich Realität gewesen ist, oder ob sich hierin eher Sehnsüchte und Wünsche aussprechen. Auch heute ist es ja so, dass die Verfechter eines volkshkirchlichen Ansatzes eher nostalgisch zurück als realistisch in die Zukunft voraus schauen. So war auch selbst damals die Welt nicht so einheitlich, wie es sich manch Frommer offensichtlich gewünscht hat. Nie hat das Volk Israel alleine in seinem Land gelebt. Schon als es kam, lebten dort andere Völker und trotz anderer Wünsche musste sich Israel mit diesen im Lande arrangieren (vgl. Jos. 13, 1-5; 15, 63; 16, 10; 17, 12f; Richter 1, 27-35; 3, 1-6 usw.).

Selbst das wunderschöne Wort von der Erwählung Israels: „Nicht hat euch der Herr angenommen und euch erwählt, weil ihr größer wäret als alle Völker, denn du bist das kleinste unter allen Völkern, sondern weil er euch geliebt hat“ (5. Mose 7, 7f), ist nur die eine Seite der Münze. Die andere Seite desselben Ausschließlichkeitsglaubens ist der Bann, der an allen Nichtisraeliten vollstreckt werden sollte: „Du sollst keinen Bund mit ihnen schließen und keine Gnade gegen sie üben und sollst dich mit ihnen nicht verschwägern; eure Töchter sollt ihr nicht geben ihren Söhnen, und ihre Töchter sollt ihr nicht nehmen für eure Söhne.“ (V. 2f). Die direkte Folge einer so verstandenen Deckungsgleichheit zwischen Glaubensgemeinschaft, Volksgemeinschaft und Staatlichkeit war das Gebot der Ausrottung aller Fremden. Selbstverständlich konnte auch die Heirat mit Angehörigen anderer Völker und Glaubensgemeinschaften nicht akzeptiert werden. Dass solche Vorstellungen allerdings über Jahrhunderte nur eine allzu fromme Theorie blieben, zeigt die immer wieder auftretende Forderung, sich auf keinen Fall mit den Nachbarvölkern zu verbinden und zu verschwägern. Ja, im Extremfall konnte es so weit gehen, dass sogar bereits geschlossenen Ehen mit Nichtisraeliten wieder aufgelöst werden mussten (vgl. Esra 10).

Die religiösen Führer waren die Priester. Zwar gab es auch so etwas wie eine Volksfrömmigkeit, die sich im Alltag bewähren musste, aber den definitiven und legitimen Zugang zu Gott vermittelte nur der Priester. Er teilte das Heil aus. Zentrum des Kultes war Jerusalem. Eigentlich mussten alle frommen Israeliten mindestens dreimal im Jahr dorthin wallfahren. Offensichtlich nahmen aber auch damals viele nicht am Kult teil, weswegen später auch in den einzelnen Städten und Dörfern im Lande Synagogen eingerichtet wurden. Hier allerdings konnte man lediglich beten und die Schrift lesen und lernen. Der legitime Kult war zentral nach der heiligen Stadt Jerusalem ausgerichtet.

Es führt hier zu weit, um im Einzelnen aufzuzeigen, wie nach einer anfänglich völlig anderen Phase des frühen Christentums schließlich nach der Konstantinischen Wende (312) sich auch wieder ein solches Denken ausbreitete, in dem innerhalb eines bestimmten Territoriums (Land) nur ein bestimmter Glaube vertreten sein konnte.

Vom 4. bis zum 20. Jahrhundert reichte die für die Christenheit in Europa typische Epoche der Verbindung von Thron und Altar. Sowohl für den Anfang, als auch für den Schluss kann man ein exaktes Datum angeben. Andererseits sind die Übergänge fließend und nur prozesshaft zu begreifen. Für den Beginn der so genannten Konstantinischen Epoche entscheidend ist der unter maßgeblichem Einfluss von Kaiser Konstantin auf dem Konzil von Nizäa 325 herbei geführte Beschluss, dass die kirchliche Verwaltung analog der staatlichen Verwaltung geschehen habe. In dieser Konsequenz organisierten sich die Ortsgemeinden als Parochien. In Deutschland ist das Ende dieser Epoche exakt mit dem Jahre 1918 zu beschreiben. Mit dem Wegfall des landesherrlichen Kirchenregiments war die Kirche vor die Aufgabe gestellt, ihr Miteinander mit dem Staat und ihre Selbstorganisation in einer sich zunehmend als Zivilgesellschaft definierenden Öffentlichkeit neu zu finden. Die in der Konstantinischen Epoche selbstverständliche Identität von Staatsvolk und Kirchenvolk löste sich nun endgültig auf. Seit dieser Zeit ist die Kirche in einer Umstellungskrise und hat ihren Ort in der Gesellschaft, die sich nun als freiheitliche Demokratie und pluralistisch organisiert, noch nicht gefunden.

Die staatsähnliche Organisation der Kirche in der Konstantinischen Epoche war nun ihrerseits nicht Resultat biblischer Leitvorstellungen, harmonierte auch nicht mit reformatorischer Theologie, sondern war lediglich Ergebnis einer wahrscheinlich zu ihrer Zeit notwendigen Gestaltwerdung der Kirche.

Der Kampf um die Deckungsgleichheit von religiöser und staatlicher Machtausübung innerhalb eines Territoriums hat in den letzten zwei Jahrtausenden eine Unzahl von Auseinandersetzungen, Kämpfen, ja sogar Kriegen ausgelöst. Auf diesem Hintergrund muss Pluralismus, das gleichwertige Miteinander unterschiedlicher Anschauungen und Glaubensweisen im gleichen Staatswesen als etwas zu Verurteilendes angesehen werden. Selbst derjenige, der weiß, dass in der Moderne die Vielfalt von Meinungen und Religionen nicht rückgängig zu machen ist, dies allerdings nur als Verfallerscheinung ansieht, steht noch im Bann eines solchen im Grunde volkskirchlichen Denkens. Wir sollten uns nicht in diese Zeit zurückwünschen. Sie wird im Rückblick verklärt. Sie hatte ihre eigenen Probleme, konnte aber auch für ihre Zeit als eine mögliche – vielleicht sogar als die einzig mögliche – Gestaltung von Kirche in der damaligen Zeit verstanden werden. Das frühe Christentum ist von einem anderen Denkansatz ausgegangen und hat innerhalb von drei Jahrhunderten sich darin gut entwickelt. Darauf ist nun ein Blick zu werfen.

3. Die Gemeinde als Alternativgesellschaft

Auffällig ist, dass in diesem anderen Denkansatz nicht etwa die Bindungskraft von Glaubensüberzeugungen nachlässt. Im Gegenteil, in dem Ansatz, in dem sich die Gemeinde als Gegenbild zur Gesellschaft versteht, kommt es noch viel stärker auf

die Glaubensüberzeugung der oder des Einzelnen an. Sie oder er weiß allerdings, dass um sie oder ihn herum andere sind, die die ihr oder ihm so wichtigen Überzeugungen nicht teilt. Es ist die Erfahrung gerade des Glaubenden, dass keine Gesellschaft auf dieser Erde dem Willen Gottes entspricht. Wenn denn der gute Wille Gottes sich in der Gesellschaft nicht verleibt, sondern hier viel menschlicher Eigenwille, auch die Sünde, ihre Spur hinterlässt, dann sind es doch immerhin einige, in und durch die der Wille Gottes zum Zuge kommt. Nicht alle sind verderbt; ein Rest hält sich treu zu Gott. Dieser Rest wird von Gott durch das Gericht hindurch gerettet werden.

Bei den Propheten des 8. Jahrhunderts vor Christus taucht die Vorstellung vom Heiligen Rest auf. Den ältesten Beleg finden wir bei dem Propheten Amos. Er sagt: „So hat Jahwe gesprochen: Wie der Hirt herausreißt aus dem Maul des Löwen zwei Wadenbeine oder einen Ohrzipfel, so werden die Israelsöhne herausgerissen.“ (3, 12). Das Bild ist kühn. Vom ganzen bleibt nicht viel. Lediglich zwei Bein Knochen und ein kleiner Ohrzipfel bleiben von dem Tier, etwa dem Schaf oder der Ziege, auf das der Hirt hätte aufpassen sollen, übrig. Der Prophet hat eine klare Vorstellung. So wie es aussieht, ist es ein Wunder, das in den schwierigen Zeiten vom Volk Gottes überhaupt noch etwas bleibt. Im Verhältnis zum ganzen Tier ist das, was übrig bleibt, ein verschwindend kleiner Rest. Und doch liegt darin Hoffnung: Auch, wenn es so aussieht – die Geschichte Gottes mit seinem Volk geht noch nicht zu Ende.

Wenig später nimmt der Prophet Jesaja die Vorstellung vom Rest, der Gott ernst nimmt, auf. Für seine Botschaft spielt die Erwartung eines Restes aus dem Heiligen Volk, der zu Gott zurückkehrt, eine große Rolle: „Ein Rest wird sich bekehren, der Rest aus Jacob, zu dem starken Gott“ (Jes. 10, 21). Jesaja gibt seinen Kindern zeichenhafte Namen, die seine Botschaft in einer lebendigen Person darstellen. So nennt er seinen ältesten Sohn Schear-Jaschub, d. h. „ein Rest kehrt um“. Jesaja erwartet, dass ein Rest des Volkes sich zu Jahwe kehren und so dem Strafgericht ent-

rinnen wird. Immer wieder kommt Jesaja auf dieses Thema zu sprechen (vgl. 4, 2 – 3; 7, 3; 28, 5-6; 37, 4 gleich 2. Kön. 19, 4; 37, 31-32).

Es ist die Erfahrung gerade dessen, der auf die heilsame Ordnung Gottes vertraut, dass diejenigen, die für ihre Umsetzung Verantwortung tragen, häufig den eigenen Vorteil suchen. Darum kommt die gute Ordnung Gottes nicht zur Anwendung, sondern wird zerstört. Von Gott bewegte Menschen, Leiter, die Verantwortung tragen, müssen dagegen aufstehen. Ein gutes Beispiel ist der Prophet Micha. Er gehörte wohl zu den verantwortlichen Ältesten eines kleinen jüdischen Dorfes, sah aber mit hellen Augen die Verkehrung der guten Ordnung Gottes und leitete gegen eine angemähte kirchliche und staatliche Führung Widerstand: „Und ich sprach: Hört doch, ihr Häupter im Hause Jacobs und ihr Herren im Hause Israel, ihr sollt die sein, die das Recht kennen, aber ihr hasset das Gute und liebet das Arge; ihr schindet ihnen die Haut ab und das Fleisch von ihren Knochen und fresset das Fleisch meines Volks. Und wenn ihr ihnen die Haut abgezogen habt, zerbrecht ihr ihnen auch die Knochen; ihr zerlegt es wie in einem Topf und wie Fleisch in einen Kessel. Darum, wenn ihr nun zum Herrn schreit, wird er euch nicht erhören, sondern wird sein Angesicht vor euch verbergen zur selben Zeit, wie ihr mit eurem bösen Treiben verdient habt.“ (Micha 3, 1 – 4, vgl. 5 - 12).

Der Leiter wird zum Propheten und wendet sich gegen die, die die Macht haben. Propheten treten für Gerechtigkeit ein. (Im Übrigen zeigt sich in diesen Worten so etwas wie Radikalkritik an der Politik. Dies ist eine wirkliche Alternative zur bei uns so beklagten Politikverdrossenheit.) Hier wird eben nicht die Welt als böse angesehen und ihrem Schicksal überlassen, sondern der heilsame Anspruch der Ordnung Gottes wird aufrechterhalten. Wenn die Gesellschaft Gerechtigkeit und Frieden nicht verwirklicht, so müssen mindestens die Frommen im Lande dafür eintreten und so etwas wie eine Gegengesellschaft in der zum Bösen neigenden Gesellschaft entwickeln. Es ist immer die Anfechtung kleiner Glaubensgemeinschaften, sich in die fromme Nische zurückzuziehen. Genau dagegen stehen die Propheten auf. Sie halten den Anspruch Gottes an seine Menschen aufrecht, rechnen aber damit, dass nicht die ganze Gesellschaft, ja, auch nicht die ganze Gemeinschaft der Glaubenden bereit ist, nach Gottes guten Ordnungen zu leben. Sie sind getragen von dem Bewusstsein, dass diese Minderheitserfahrung der Gerechten nicht das Letzte ist, sondern dass am Ende Gott die Geschicke in die Hand nimmt und das durchsetzt, was für den Menschen heilsam und gut ist. Der prophetische Widerständler schöpft seine Kraft aus dem Zutrauen, dass am Ende Gott alles gut macht. Er weiß, die Minderheitensituation der Gemeinde Gottes ist nicht das Ende der Wege Gottes. Vielmehr lebt er von einer Verheißung Gottes: „Ich will dich, Jacob, sammeln ganz und gar und, was übrig ist von Israel, zusammenbringen. Ich will sie wie Schafe miteinander in einen festen Stall tun und wie eine Herde in ihre Hürden, dass es vor Menschen dröhnen soll. Er wird als ein Durchbrecher vor ihnen heraufziehen; sie werden durchbrechen und durchs Tor hinausziehen, und der König wird vor ihnen hergehen und der Herr an ihrer Spitze.“ (Micha 2, 12-13)

(Übrigens haben diese Verse den Liederdichter Gottfried Arnold veranlasst, das Lied „O Durchbrecher aller Bande, der du immer bei uns bist“ – EG 388 – zu dichten.)

Der Herr ist Spitze und die, die mit ihm voran ziehen, sind der Vortrupp des Lebens und nicht die Nachhut der Gesellschaft. Bei diesem Gemeindemodell ist eine die Gemeinde bedrängende Umwelt vorausgesetzt. Die Gemeinde schafft es nicht, die ganze Gesellschaft zu durchdringen, aber sie setzt die Maßstäbe Gottes in ihrer Mitte um und bildet so eine Gemeinschaft, die die Richtung für die Zukunft angibt. Die Gemeinde ist die Avantgarde einer gerechten Gesellschaft.

Immer wenn eine Gemeinde angesichts einer Gott und seinen Willen gegenüber ablehnenden Mehrheit von einem tiefen Gottes- und Sendungsbewusstsein überzeugt ist, bietet sich dieses Gemeindemodell der Gemeinde als Alternativgesellschaft an. In gewisser Weise ist auch Jesus mit seinen zwölf Jüngern in die Reihe derjenigen zu

stellen, die einen Gegenentwurf zur vorfindlichen Gemeinschaft bilden. Als er zwölf Jünger berufen hat, hat er diese offensichtlich als Repräsentanten der zwölf Stämme Israels getan. Gemeinsam mit seinen Jüngern bildete er das wahre Israel. Sie sind der Rest des Gottesvolkes, das sich leidenschaftlich nach Gott und seinem Willen ausrichtet. Der Jüngerkreis Jesu ist unterwegs. Damit stellt er sich auch in ein anderes Gemeindemodell hinein, das nun als nächstes zu behandeln ist.

4. Die Gemeinde als wanderndes Gottesvolk

Klassisch hat sich dieses Gemeindemodell im Hebräerbrief niedergeschlagen. Nach ihm ist die Gemeinde unterwegs. Sie kann sich nicht festsetzen, denn ihre Heimat ist im Himmel: „Denn wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.“ (Hebr. 13, 14). Der Hebräerbrief erinnert an Abraham, der aus seinem Vaterland herausgerufen wurde und sich auf den Weg in das verheißene Land machte. Selbst dort wanderte er umher (Hebr. 11, 9).

Als Prototyp der wandernden Gemeinde gilt das Volk Israel auf seiner Wüstenwanderung. Es hat die Fleischtöpfe Israels verlassen und folgt dem Wort, das es in das verheißene Land führen will. Auf seiner Wanderung gibt es keine Sicherheiten, aber die Verheißung. Es kommt her von den Erfahrungen der Nähe Gottes, setzt seinen Weg fort in der Unsicherheit der Wüste allein begleitet durch den Schutz Gottes. Das verheißene Land ist noch fern, aber es motiviert das Volk auf seinem Weg. Weil klar ist, dass das erstrebte Ziel in absehbarer Zeit nicht erreicht wird, bedarf es des seelsorglichen Zuspruchs und der Motivation, auf dem Weg zu bleiben: „Darum richtet wieder auf die lässigen Hände und die müden Knie und tut gewisse Tritte mit euren Füßen, dass nicht jemand strauchle wie ein Lahmer, sondern vielmehr gesund werden.“ (Hebr. 12, 12-13).

Auch hier ist die Umwelt feindlich gesinnt. Das Ziel ist darauf gerichtet, die Ewigkeit zu erreichen und auf dem Weg dahin nicht zu zerbrechen. Die Verheißung und die Erwartung der Zukunft Gottes hilft, auf dem Wege zu bleiben und selber heil zu werden.

Gerade haben wir des 100. Todestages von Prof. Hermann Cremer gedacht, der von 1870 bis 1903 Professor für Systematische Theologie und Hauptpastor in St. Marien Greifswald war. Von ihm stammt der Slogan, der käme darauf an, in einer kälter werdenden Welt und einer Zeit der Glaubenslosigkeit geistlich zu „überwintern“. Ich weiß, dass auch in der Zeit der DDR viele Christinnen und Christen sich so verstanden, dass sie in der Gott entgegenstehenden Welt einfach überleben mussten. Darum war für viele damals das Bild der Gemeinde als dem wandernden Gottesvolk hilfreich.

Die Leiter der Gemeinde galten als Bewahrer und Konservierer der guten alten Tradition. Der liturgische Gottesdienst, die klassische Kirchenmusik und die Gemeinschaft derer, die sich allen Widerständen zum Trotz zur Gemeinde hielten, galten als hohes, nicht zu hinterfragendes Gut. Der bewahrende Leiter sollte gleichzeitig der Führer durch die schweren Zeiten sein. Dietrich Bonhoeffer hat in der Zeit einer anderen Diktatur eine ähnliche Erfahrung gemacht und in den Vorlesungen, die später zu dem Buch Nachfolge geworden sind und auch in Greifswald gehalten wurden, das Selbstverständnis dieser sich unterwegs befindenden Gemeinde in einer feindlichen Umgebung in den folgenden Satz gefasst: „Wie ein versiegelter Zug im fremden Lande, so geht die Gemeinde durch die Welt.“ (Dietrich Bonhoeffer, Nachfolge, 1937,

10. Auflage, München 1971, 253) So richtig und wichtig die Aussage ist, dass der Glaube auch mit Zeiten rechnen muss, in denen die Gestaltwerdung des Glaubens wegen des äußeren Drucks nicht gelingen kann, so gefährlich ist trotzdem ein solches Selbstverständnis. Diese Gemeinde sondert sich ab, hat keinen Austausch mit ihrer Umgebung und ist nur darauf hin ausgerichtet, selber in das Land der Verheißungen zu kommen.

5. Die Gemeinde als einladende Gemeindekirche

Das Zeitalter des Hellenismus, in dem Paulus seine Missionsreisen unternahm, war unserer Zeit in mancher Hinsicht ähnlich. Es war gekennzeichnet von einem weltanschaulichen und religiösen Pluralismus, sittlich und ethisch war fast alles möglich. Für alle möglichen Einstellungen fanden sich Vertreter. Die von Paulus gegründeten Gemeinden waren relativ klein, zeichneten sich aber durch eine große Anziehungskraft für ihre Umgebung aus. Was war ihr Geheimnis? M. E. liegt es in der Verbindung zwischen einem deutlichen Profil, der Teilhabe untereinander und an Christus und einem dementsprechenden Austausch untereinander. Sehr schön hat Paulus diese Wirklichkeit der Gemeinde als „Leib Christi“ bezeichnet (vgl. 1. Kor. 12, 12-30; Röm. 12, 4-8). In dieser Formel verbindet sich ein klarer Glaubensinhalt mit sozialer Erfahrbarkeit. In drei kurzen Thesen möchte ich die Wirklichkeit dieser Gemeinde kurz beschreiben.

These 1: Gemeinde ist Teilhabe an der Person und der Wirklichkeit des lebendigen Christus (vgl. 1. Kor, 1, 18 - 2, 5). Die Erfahrung des Christusgeschehens setzt ein bei den Zerrissenheiten und den Entfremdungserfahrungen der Menschen. Die entscheidende Tendenzwende vom Negativen zum Positiven, vom Niedrigen zum Höheren, geschieht in Christus. Glaube und Taufe versetzt in eine neue Wirklichkeit, die Christus heißt. Immer wieder redet Paulus vom „in Christus sein“. Es gibt zugleich Anteil an Christus und – weil die Gemeinde ja der Leib Christi ist – auch mit der Gemeinde. Dadurch eröffnet sich ein neuer Horizont, der diese Welt mit ihren Normen, Werten und sozialen Hierarchien als vorläufig und überholt erscheinen lässt. Hier wird Menschen vergeben und hier geschieht Versöhnung zwischen Gott und Mensch und von Menschen untereinander.

These 2: Die Gemeinde ist eine endzeitliche Wirklichkeit. Sie setzt sich in unserer Welt in einem lebendigen Geschehen um.

These 3: Gemeinde ist die Gemeinschaft der durch Gottes Geist Befreiten (Gal. 5, 1.13). Gott wirkt durch seinen Geist und in Christus Sündenvergebung. Er befreit von nationalen, religiösen, sozialen und sexistischen Festlegungen. Bei Paulus ist die Gemeinde nicht lokal definiert oder durch äußere Beschreibungen festzulegen, sondern ein innerer Vorgang, der von Christus ausgeht, Menschen mit ihm verbindet und sie dabei aus ihren Einsamkeiten, inneren Trennungen und Blockaden herausreißt. In diesen Gemeinden kommen Menschen als Einzelne vor, ihre Gaben werden angenommen und sie werden mit ihren Gaben aneinander gewiesen.

Der Leiter einer solchen einladenden und nach außen ausstrahlenden Gemeinde muss stark sein, in dem er Menschen an die Geschichte Christi anbindet und zum Austausch untereinander anregt. Er muss in der gleichen Weise zur Identifikation wie zur Kommunikation beitragen.

Schluss: Und welches Gemeindeleitbild haben wir?

Dieser kurze Überblick über eine Reihe von biblischen Gemeindeleitbildern, die sich durchaus noch eine Weile fortsetzen ließe, zeigt schon, dass zu unterschiedlichen Zeiten angesichts sich wandelnder gesellschaftlicher Konstellationen auch ganz unterschiedliche Gemeindeleitbilder herausbilden. Es gibt nicht nur das *eine* Gemeindeleitbild, das zu allen Zeiten gilt und dem wir unbedingt zu folgen haben. Vielmehr müssen wir uns fragen, was unsere Gegenwart charakterisiert und welches biblische Gemeindeleitbild uns bei der Orientierung in unserer Zeit am hilfreichsten sein kann.

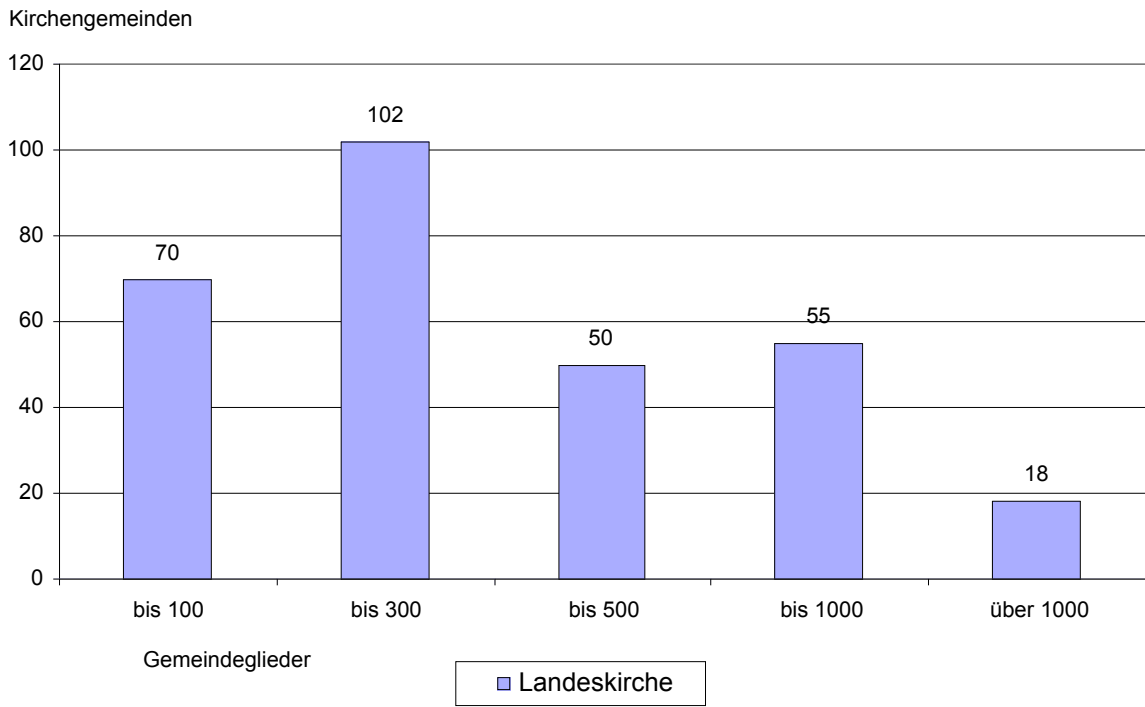
Ich gestehe, ich habe die größten Sympathien für die paulinische Gemeindekirche. Sie strahlt nach außen aus, weil die Glieder am Leibe Christi Gemeinschaft miteinander leben, einer für den anderen einsteht und sie so durch die Beteiligung Vieler sehr differenzierte Antworten auf eine differenzierte Gesellschaft geben können.

Ich empfehle sehr, dass sich Gemeinden, Gruppen, Einzelne und Einrichtungen mit der Bibel und dem von ihr angeregten Gemeindeleitbildern befassen. Da die Bibelfrömmigkeit – nach Aussage neuerer Umfragen – in unseren Gemeinden sehr zurückgeht, sollten wir die Anregungen des Jahres der Bibel nutzen, um gerade an dieser Stelle aus dem Reichtum der Schrift zu schöpfen. Dabei ist deutlich: Die Bibel hat keine Rezepte. Wir sind nicht von einem eigenen Übersetzungsprozess in unserer Gegenwart befreit, aber wir haben in der Bibel, die ihrerseits in sehr unterschiedlichen Zeiten entstanden ist und eine Vielzahl von Gemeindeleitbildern entwickelt hat, einen unendlichen Reichtum, den wir für unseren eigenen Leitbildprozess unbedingt brauchen. Als evangelisch-lutherische Kirche haben wir ohne die Bibel unser Profil verloren. Mit ihr können wir uns in unserer Gesellschaft ganz neu aufstellen. Auch die eingangs angeschnittenen Probleme können wir aus dem Reservoir biblischer Vorstellungen einer Lösung zuführen. Wir dürfen nur nicht davon ausgehen, es müsse immer alles so bleiben, wie es war. Auch in der Bibel gilt: „Alles bleibt anders“ (Herbert Grönemeier). Das muss uns keine Angst machen. Denn wir glauben an einen Herrn, der selber sagt: „Siehe, ich mache alles neu!“ (Offenb. 21, 5). Der Wandel ist das Bleibende. Ohne Wandel bleibt nichts. Aber mit der Bereitschaft zur Veränderung führt uns Gott in eine Zukunft, von der gilt: „Himmel und Erde werden vergehen; aber meine Worte werden nicht vergehen.“ (Matth. 24, 35 – Jahreslosung 2004). Verglichen damit ist der Wandel, der der Pommerschen Evangelischen Kirche zugemutet wird, gering. Lässt sie sich in Gottvertrauen darauf ein, dann wird sie im Schutz dieses Herrn Zukunft gewinnen, dann ist sie eine Kirche mit Zukunft.

Züssow, 24. Oktober 2003

Dr. Hans-Jürgen Abromeit

Kirchengemeinden der Landeskirche nach Größengruppen



Altersstruktur Landeskirche 2002

